

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

135 (15.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Krank sein...

Von Hans Landt

„Ich kann keine Besserung bei Ihnen feststellen,“ sagte der Doktor zu Herrn Meier. „Ich glaube, Sie haben zu Hause nicht die nötige Ruhe und auch nicht die Pflege, die Sie brauchen. Es ist das Beste, Sie gehen zur völligen Heilung ins Krankenhaus!“

Herr Meier, der wirklich ernsthaft krank war, sah in das Gesicht des Arztes, erhob keinen Widerspruch, sondern nickte. Er fühlte sich so elend, daß er entweder sterben oder recht schnell gesund werden wollte. Zunächst lebte er sich allerdings nach Ruhe. So kam er in das große moderne Krankenhaus.

„Sie müssen allein liegen!“ ordnete der Doktor an, und Herr Meier bekam ein Zimmer erster Klasse.

„Sie dürfen auch keine Besuche empfangen, mein Lieber!“ meinte der Doktor und die Schwester malte ein feines Schild: „Eintritt verboten!“

Herr Meier bekam noch eine Einspritzung und schlief ein. Das waren die letzten Ruhestunden, die Herrn Meier beschieden waren. Doch das wußte er nicht.

Am nächsten Morgen — es war gegen sieben Uhr — erwachte er vom Zuschlagen einiger Türen. Er dachte: du mußt doch in ein Krankenhaus gehen, hier fehlt dir die Ruhe, aber als er den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, erinnerte er sich, daß er ja schon dort war, wo er Ruhe finden sollte. Er versuchte gerade, sich die Ursache des Fiebers zu erklären, als die Schwester eintrat. Sie zog die Vorhänge auf und kam mit dem Thermometer zu ihm.

Wenn Sie in einem Krankenhaus eine reisende Schwester finden, die ewig lebenswürdig lächelt, gut aussieht und sehr lieb ist und obenbrein jung, so können Sie überzeugt sein, daß sie erstens nur vorübergehend da ist und zweitens so etwas Unheilliches ist wie die ledernen Delikatessen im Schaufenster: Anreiz, Schaustück, Melange. Einen solchen Engel von Schwester landete man auch Herrn Meier am ersten Tag. Sie lächelte, wünschte guten Morgen und fragte, wie Herr Meier geschlafen habe. Herr Meier wagte ihr nicht zu antworten, daß er noch garnicht fertig sei mit Schlafen, er wogte nur, sie ebenfalls anzulächeln. Darüber vergaß er auch das Thermometer.

Die Schwester ging und kam wieder, los das Thermometer ab und bemalte lächelnd die Tafel am Fußende des Bettes. Draußen, vor Herrn Meiers Tür, ging man hin und her. Herr Meier war bisher immer der Meinung gewesen, Schwestern trügen Gummihöfen — nun berichtete er seinen Irrtum. Draußen war ein lebhaftes Kommen und Gehen, wie in der Redaktion einer Weltzeitung. Herr Meier überhörte es, dem Lächeln der hübschen Schwester zuliebe. Sie brachte Wasser ans Bett — sie hätte noch einmal soviel aus- und eingehen können, denn sie war jung und hübsch. Sie kam und meldete die Arztstunde. Es polierte an der Tür. Es kloppte herein, es sprach ihn laut an: Na, wie ist das Befinden, hm? Das war der Arzt. Verstehe sich in den Kliniken wie Männer an der Börse: laut und wichtig, und wie diese sich dabei geduldsig still und gelassen geben, so gibt sich auch der Arzt bei Privatbesuchen den Patienten gegenüber. Die Klinik ist das, wo er sich in seinem Element fühlt, wie die Börsenbesuchanten sich in der Börse zu Hause fühlen.

Nachdem der Arzt geklopft, gebohrt, gefühlt und die Tafel studiert hatte, ging er und gab der Schwester Anweisungen über Tabletten, Pulver, Tropfen und die Maßheiten. Ich habe, sagte Herr Meier mit später, die Verate im Verdacht, sehr raffiniert zu sein. Wenn sie festgelegt und herausgefunden haben, daß es einen hundertsten Teil von Mute ist, und man absolut nichts essen kann, dann lassen sie einem das Beste und Herrlichste aufstischen, kann man aber endlich wieder essen, dann verordnen sie Schleimwunden, keine Butter, dünnen Tee. (Man muß Herrn Meier zu gute halten, daß er von Krankenpflege nichts, aber auch garnichts versteht.) Zum ersten Frühstück bekam Herr Meier Eier, Schinken, Gebäck, und die Schwester lächelte ihn freundlich an und fragte, ob er denn nichts essen wollte. Herr Meier konnte nicht. Ob sie etwas anderes bringen sollte? Er schüttelte den Kopf, und die Schwester fragte alles wieder hinaus. Sie kam bald wieder und meldete die Oberkammer an. Diese kam, die finanziellen Angelegenheiten des Patienten zu erledigen. Herr Meier hinterlegte in Gedanken an die sympathische Schwester den Preis für einen dreiwöchigen Aufenthalt. Dann war er allein und überlegte, ob er nicht versuchen sollte, ein wenig zu schlafen, den er fühlte sich angestrengter als früher nach einem ganzen Tag Arbeit. Da klopfte es energisch, und man gab ein Telegamm für ihn ab. Er regte sich ein wenig auf, die Schwester schalt ihn fast därtlich und gab ihm Beruhigungswillen. Sie empfahl ihm zu schlafen. Daran hinderten ihn jedoch seine Zimmernachbarninnen. Drei bis vier noch ziemlich junge Weibchen schienen das zu sein, die sich keineswegs wie Kranke gebärdeten. Sie lachten, jöhnten, fischer-

ten, Herr Meier bewunderte sich, daß das nicht verboten wurde, erst später kam er dahinter, daß diese Kranken die Zeit ausnützten, wenn sie wußten, daß die Schwestern alle zum Essen in eine Etage tiefer waren. Herr Meier versuchte sich zu erinnern, was Ruhe ist.

Dann kam das Essen. Herr Meier nippte ein bißchen, der Schwester zuliebe, die ihn aufmerksam bediente. Es war wirklich ein ausgezeichnetes kleines Diner. Er aß seine Mägen, der nichts anmaßte. Die Schwester ließ ihn Tabletten schlucken, die waren gallebitter. Herr Meier sah auf die entzündeten kleinen Ohrmuscheln der Schwester — und die Wimpern, die Sonne ist ganz warm, ich lege Sie hinaus!“ sagte die Schwester. Sie ging und kam mit einer großen Hilfschwester wieder. Herr Meier wurde mit dem Bett auf die Veranda geschoben. Dort war es sehr schön; herrlicher Blick auf Wald und Berge — jetzt würde er Ruhe haben! Er war der Schwester sehr dankbar, daß sie ihn hierher gebracht hatte. Plötzlich wurden nebenan die Veranden geöffnet — die Nachbarninnen profitierten von der gleichen Idee. Von Ruhe keine Spur. Zuerst Estrichnadelgefäße — dann Familienflatz — und dann natürlich — Gelang!

Wo gelang ist da lag dich ruhig nieder! Soll mir mal einer vormachen! dachte Herr Meier verzweifelt. Alle Volkslieder, die er je gehört hatte, fand er nun wieder. „Dich, mein stilles Tal...“, „Nach der Heimat möcht ich wieder...“, „In einem fahlen Grunde...“ Alle Lieder wurden endlos in die Länge gezogen, es wurden Begründungsgelänge. Herr Meier hatte das dumpfe, aber sichere Gefühl, daß es nun bald mit ihm zu Ende ginge.

Die Schwester kam, lächelte und brachte Orangen. Besuch war draußen, der gern wissen wollte, wie es dem Patienten ginge. Herr Meier — „dir, mein stilles Tal, Grub zum letzten Mal“ — wollte nicht mehr allein sein und sich überzeugen lassen, daß es wirklich ein letztes Mal sein könnte, und er hat die Schwester flehentlich, den Besuch einzulassen.

Die Schwester ließ sich erweichen, der Besuch kam, meinte ihn mit abtönen fragen, er regte sich auf, und die Schwester komplementierte den Gast hinaus. Herr Meier wurde ins Zimmer zurückgebracht, wurde gemessen, hatte erhöhte Temperatur, schluckte Pillen, nahm Tropfen, verschmähte das Abendessen, schlief schlecht.

Am nächsten Morgen, als er das wenig reizvolle Puppenhäuschen ihren Reinemachtsteufel hatte austoben lassen, und die Möbel wieder an ihrem Platz standen, läutete er nach seiner Schwester. Er hielt es jetzt kaum noch in dieser „Ruhe“, nur wenn „sie“ im Zimmer war, so in sein Herz ein merkwürdiges Gefühl von Befriedigung und Ruhe. Die Tür ging auf, eine fremde, ältere, derbe Schwester fragte nach seinen Wünschen. „Wo ist denn meine Schwester?“

„Das Ausgang!“ war die teilnahmslose Antwort. „Ich will Ihnen nicht beschreiben, unter welchem Quaken Herr Meier den Tag verbrachte. Mittags kam vierstimmiger Gesang von der Treppe: „Ruh, Ruh, Ruh, Ruh, himmlische Ruh — — — Nein, nein, nein, nein, ist ist die nicht...“

Herr Meier fantasierte: nein, nein, hier ist sie nicht. Und man weiß nicht, ob er die Ruhe oder die Schwester meinte.

Am nächsten Tage erfuhr er, daß „seiner“ Schwester in eine andere Abteilung verlegt worden war. Er wurde schnurstracks insowegen gesund und verließ kuckhüchlerisch das Krankenhaus.

Als er eine Woche darauf die Rechnung des Arztes erhielt, traf ihn der Schlaf.

Theater und Musik

Münchener Konservatorium

Das Programm des dritten Abends befaßte sich mit Kammermusik, Klavierlied und Deklamation. Wilhelm Wehrdt spielte eine Cellofonate des ehemals berühmten Pariser Cellisten Bréal. Wehrdt besitzt heute schon eine höchst beachtliche Technik. Sein Daumenaufsatz ist sicher, er bewältigt mit ihm die überaus schwierigen Passagen und Griffen, mit denen diese Sonate reichlich bedacht ist. Der musikalische Vortrag, sowie die sicher gefühlte Rhythmisierung ermöglichen eine klare, einwandfreie Wiedergabe des melodischen Wertes. Auch Gertrud Bösel's Vortrag der Leclair'schen Violinonate zeigte von technischer Brillanz und schöner Musikalität. Trotz eines jugendlichen Uebermaßens wurde nicht über das Ziel geschossen. Auch hier sind Voraussetzungen ge-

geben, die später wohl in Erfüllung gehen, nämlich starkes persönliches Wollen und ziemlich reifes der Vollendung aufstrebendes Können. Besonders fällt an dem Spiel der jugendlichen Geigerin der volle, mäßig durchgebaltene Ton auf. Das Klavierstück von Wally Lindner hat etwas Ursprüngliches an sich. Farbenfroh, technisch ausgeglichen, bisweilen bravourös, kraftmeierisch, mit starken persönlichen Zügen verlebendige der junge Pianist das nach jeder Seite hin reich gefaltete Werk. Lindner erbrachte den Beweis, daß er heute schon die nötige Kraft aufzubringen und sein Gestaltungsvermögen reich genug ist, um das massige Profil dieser Sonate aufzuweichen zu können. Der langanhaltende Beifall, den Lindner fand, war wohlberechtigt. Eva Ries registrierte das Wiederdurchspielen „Serzenlieb“. Aus der Schillingschen Begleitmusik spricht sich für Klangerfüllung und Stimmungsmalerei. Eva Ries sprach außerordentlich farbig und ausdrucksvoll, sie lebte in dem Gedacht, man spürte eine starke Verinnerlichung aus der natürlichen gehaltenen Deklamation. Wilhelm Sautter, der Gestalter des Quartetts, spielte sich der Rezitatorin vorzüglich an. Emma Wehrdt spielte sich der Rezitatorin vorzüglich an. Emma Wehrdt spielte sich der Rezitatorin vorzüglich an. Emma Wehrdt spielte sich der Rezitatorin vorzüglich an.

Wieder Abend. Martha Braun und André Alexander spielten einen Bach's für zwei Violinen. Von beiden Ausführenden ist der Ton voll, der Strich glatt und klar. Auch sonst gelang das Technische in allen Dingen. Aus dem Linderischen Cellofonat spielte Guido Kienzler zwei Sätze. Der junge Cellist hat ausdrucksvolle, er spielt mit rühmlicher Festigkeit, seine Fingerschnelligkeit ist geläufig. Die Wiedergabe der Elias-Arie durch Gustav Benz hinterließ recht erfreuliche Eindrücke. Sein Bariton ist gut in Färbung, die Stimme ist gesund, unverfälscht, von gutem Klang und umfangreich. Benz singt ausdrucksvoll, seine Auffassung vertritt ein fundiertes Anschauungsverständnis. Herber Schick drei Schumann'sche Stücke. Mit Interesse verfolgte man das Geschehen in der Begleitung und geschmeidig in der Dynamik. Die Spitzige Gesangsweise erfordert bei ihrer Verlebendigung gar mancherlei Zugenden. Konstantin Mitlines ist noch nicht über alle Herr geworden. An seinem Spiel merkt man, daß durch inneren Fleiß viel erreicht worden ist, und auch äußerlich noch viel erreicht werden kann, denn die stark verinnerlichte Wiedergabe verriet starke Musikalität. Einen sehr weichen Abschlus dieses Abends bildete die Aufführung der Nachtanate „Waldes auf, ruft uns die Stimme“. Die überaus schwierige Kantate erfuhr eine in jeder Hinsicht wohlgeungene Verlebendigung. Es war von allen Ausführenden ein gefühlvolles, intimes Musizieren, denn man die Lust und Freude aller Ausführenden bis herunter zu den jüngsten Anmerkern. Direktor Wu n zeigte, wie schon oft, daß es bei derartigen Aufführungen nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität ankommt. Er leitete mit seinem rühmlichen und demontem Empfinden. Und als ausgescheideter Kenner der Partitur leitete er für gewöhnliche Einfälle und plastische Themenführungen. Mit einer Sicherheit beherrschte die Klängen den Kantus Armen durchgeführte, forstet im Klavierspiel, in der Violinierung und in der Deklamation, so daß er für den übrigen Chor eine vorzügliche Stütze für das himmlische Kantatenwort abgab. Die Spitzige meierte Gertrud Bösel und Willi Kienzler er blies mit schönem Ton und klarer Nachzeichnung der charakteristischen Figuren die Doo-Tone. In der Orgel und Otto Felber sangen die mühsigen Zwischenglieder mit voller Tongebung, in gebundener Weise, wie sie sich besonders für diese Kantate eignet.

Badisches Landestheater. An Schauspiel-Wiederholungen sind für Montag, den 15. Juni, das neue Lustspiel von Leo Benz, „Ständchen bei Nacht“, für Dienstag, 16. Juni, das Schauspiel „Borunterführung“ und für Donnerstag, 18. Juni, das Schauspiel „Julius Caesar“ angelegt. — „Berdis Ober, Aida“ gelangt am Mittwoch, 17. Juni, für die Volksbühne, Weinberg's Dier. Die geliebte Stimme“ am Freitag, 19., und die Operette „Der lustige Krieg“ am Samstag, 20. Juni, zur Wiederholung. — Die kunstvolle Färbung der Ober „Boris Godunow“ von Musorgski geht zum erstenmal am Sonntag, 21. Juni, in Szene.

Nach München berufen. Fräulein Emma Eder, Solopianistin am Badischen Landestheater, wird mit Ende der Spielzeit ihre Tätigkeit wieder nach München verlegen, wo sie nach dem Münchner Staatstheater verpflichtet wurde.

ALOIS NOLD
DIE HOLLE VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsgesellschaft Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Infolge unserer kurzen Legionärszeit kamen wir noch mit einem blauen Auge davon und erhielten für unsere Spazierreise fünfzehn Tage „prison“ (Gefängnis) und für die gestohlenen Hemden und Kramaten, die wir in unseren Packtaschen gelassen hatten, weitere fünfzehn Tage.

Gleich nach dem Befehlspruch wurden wir eingekerkert. An Verpflegung erhielten wir ein Viertelliter Kaffee zum Frühstück, ein Viertelliter Suppe, ein Viertelliter Gemüse zum Mittagessen und 750 Gramm Brot für den Tag. Bei diesem Essen konnte man unmöglich fett werden; aber ausreichen mußte es für einen nichtstehenden Legionär. Als Bett diente eine zementierte Bank mit einem dünnen Strohsack, der ebenso hart war wie der Stein selbst. Wir waren mit dieser Strafe zufrieden, so hart sie auch war, und freuten uns, nicht vor das Kriegsgericht gekommen zu sein, von dem wir sicher zu „travaux publics“, öffentliche Zwangsarbeit, von der selten jemand lebend zurückkehrt, verurteilt worden wären. Mit dem vierten Tag prison beginnt für die Bestraften das berüchtigte Fektonlaufen. Die Gefangenen müssen vormittags je vier Stunden mit einem vierzig bis sechzig Pfund schweren Sandsack auf dem Rücken im Gefängnis Hof herum marschieren, Laufschritt machen, Simliegen, Aufstehen und über Hindernisse springen. Nach je fünfminütigen Minuten tritt eine Pause von fünf Minuten ein, dann geht die quackelnde Matier unbarmherzig weiter.

Marokko
Nach Absolvierung dieser Kolteranzzeit für Legionäre wurden wir nun eingekleidet, d. h., wir erhielten wieder unsere Uniformen, und sofort wurden wir auch den Fronttruppen, die nach Marokko bestimmt waren, zugeteilt. Sieben Tage später erfolgte mit noch 1200 Legionären der Abtransport auf einer Feldbahn von Sidi bel Abbas über Tlemcen, Oudjda, Taourirt, Guercif, Taza, Fes, Meknes, Rabat nach der Endstation Casablanca. Angenehm und

schön ist etwas anderes, wie sechs Tage in diesen kleinen schmuckigen Kagen bei großer Hitze auszubringen. Von Casablanca wurden wir mittelfast Auto nach Ber reid befördert, und dann ging es zu Fuß weiter nach Marrakech, der Hauptstadt von Marokko. Die Stadt hat etwa 200.000 Einwohner, zwei Drittel hiervon sind Araber, das übrige Europäer. Die Strecke von Ber reid nach Marrakech beträgt 280 Kilometer und wurde in sechs Marschtagen zurückgelegt. Wolkenloser Himmel und tropische Hitze bis zu 50 Grad begleiteten uns auf unserem mühseligen Marsche. Unsere schwere blaue Garnisonuniform war mit der Kaskettform vertauscht worden.

Marrakech macht einen sonderbaren Eindruck. Die Häuser sind alle in streng orientalischer Bauart gehalten. Ihr blendend weißer Anstrich leuchtet hell in den Tag. Aber so hellleuchtend wie die Häuser daselben, so sumptig und schmuckig sind die engen Straßen, die durch das Häusermeer führen. Ganz heimlich fühlten wir uns im europäischen Viertel „Gölt“. Wirklich sauber und äußerster Ordnung! Vor der Stadt führt eine Straße nach links in das Militärlager, das aus Steinbaracken besteht. Hier wurden wir in Truppen von sechzig Mann in diesen Baracken untergebracht. Die Verpflegung war gut; wir waren ja auch Feldtruppen.

Ich war inzwischen dem 4. Regiment, 2. Bataillon, 7. Kompagnie, zugeteilt worden. Unser Aufenthalt in Marrakech dauerte etwa acht Tage. Es war dies eine Ruhepause nach den schweren Strapazen und eine Vorbereitung für unseren folgenden Marsch von 200 Kilometern nach der im Gebirge liegenden Stadt Tadmra. Der Marsch ging auf provisorischen Straßen durch Gebirge und Schluchten. Sechzig Grad Hitze war nichts seltenes. Stabshäuser ragen die Berge an Himmel bis zu einer Höhe von 1600 bis 2000 Meter Höhe. Zum Teil sind sie mit niederen Steineichen bewachsen, die landschaftlich ein recht nettes Bild bieten. Marschiert wird von der Dämmerung bis zum Morgengrauen. Tagsüber bieten mitgeführte Felde den Truppen einigermaßen Schutz und Unterschlupf gegen die fürchterliche Hitze.

Deutsches Leben für Frankreichs Ruhm
Wir Deutsche mußten diese Märche unwillkürlich vergleichen mit dem Ausmarsch unserer Truppen aus der Heimat im Jahre 1914. Begleitet von den Tränen und Wünschen der Frauen, Kinder und Eltern zogen die Truppen ins Feld. Mit Bangen warteten die Angehörigen auf die erste Nachricht. Nun aber zogen deutsche Soldaten in französischer Legionärsuniform in den Kampf für Frankreichs „Ehre“. Deutsche sind es meistens, die den fran-

zösischen Müttern Tränen und Trauer ersparen; deutsche Fremdenlegionäre, die ihr Leben für die französische Nation hingeben. Ein warmführender französischer Patriot, Oberst Bonqueran sprach am Geburtstag des Sen von Tunis im Jahre 1913 die ehrlich gemeinten Worte: „Zu allen Zeiten waren die Legionäre bereit, Blut zu opfern für Frankreichs Ruhm; immer taten sie es mit Freuden. Darum hört mich Mütter Frankreichs! Wenn einer dieser fremden Mütter verblutet, so spart er das Leben eines eurer Kinder. Weibst unfernen namenlosen Soldaten Tränen der Erinnerung, denn ihr Mut erbringt Glück und Freude in den französischen Familien.“

Diese Worte sind von den französischen Müttern längst vergessen. Kein dankbarer Blick trifft einen Legionär. Auch keine Nachricht verlangen die französischen Mütter von uns. Sie brauchen auch nicht bangen um uns, denn wir zählen ja zu den Namenlosen, um die sich niemand kümmert. Der Legionär sieht aber Blumengebüsche und ohne Bänderdruck in den Krieg. Anstatt der wehmütigen Blicke treffen ihn beim Ausmarsch Blicke harter Betrachtung und des Hasses. Er ist ein Söldner und kennt nur eine Lösung: Das harte Muß!

Ein Tagesmarsch in Kolonne
Morgens 3 Uhr ist für den Legionär die Nachtruhe vorbei. Der Korporal geht von Zelt zu Zelt und ruft sein halblautes „debon (auf)“. Rasch, wie es der Legionär gewöhnt ist, werden die Zelte abgerissen und aufeinandergepackt. Alles geschieht still und lautenlos. Die Tornister werden fertig gemacht, die Seitengewehre umgeschminkt. Die Feldausrüstung eines Legionärs besteht unentbehrlich aus folgenden Stücken: drei komplexe Uniformausrüstungen, ein Mantel, Strümpfe, Schuhe, Spaten, Pickel, Kochgeschirr für die Küche und ein Bündel Holz zum Feuern. Jeder Legionär erhält bei dem Abmarsch 2 Liter Wasser, sein Tagesquantum zum Trinken und zur Zubereitung des Essens bei der Küche. Hat einer viel Durst und verbräunt sein Wasser vor der Ankunft am Tagesziel, so braucht er an ein Eisenemfängen nicht zu denken. Das Gleiche überfährt demjenigen, der bei der Küche kein Holz abgeben hat. Alles ist marschfertig bedrückt und voll innerer Spannung. Hier wird auf den Tornistern, 2 bis 2 1/2 Stunden vergehen bis endlich der Befehl herausgegeben wird: „Fertig machen!“ Jeder nimmt den Tornister auf, das Gewehr in die Hand und wartet auf weitere Befehle ab. Ein Trompetensignal ertönt! Das Zeichen zur Aufstellung und Formierung. (Fortsetzung folgt.)